

Sam Eastland

ROTE IKONE

KRIMINALROMAN

Aus dem Englischen von
Karl-Heinz Ebnet

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Red Icon« bei Faber and Faber Ltd., London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Oktober 2019
Knaur Taschenbuch
© 2015 Sam Eastland
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Claudia Alt
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH, München
Coverabbildung: FinePic®, München/Shutterstock,
Arcangel Images/ILONA WELLmann
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-52211-0

Für Deb

2. Februar 1945

*Ahlborn, Deutschland,
in der Nähe der Oder,
70 km vor Berlin*

Man sieht es den Leuten an, wenn sie vom Glück verlassen werden.«

Hauptmann Antonin Proskurjakow von der 4. Garde-Panzerdivision »Kantemirowskaja« gefiel dieser Spruch. Besonders gern brachte er ihn an, wenn junge Offiziere an der Front eintrafen und er sich daran weiden durfte, wie die Grünschnäbel darauf reagierten. Als dienstältestem Panzerkommandanten der Division, der immer noch am Leben war, haftete seiner Aussage durchaus etwas Prophetisches an.

»Man sieht es an ihrem Blick«, erzählte Proskurjakow also den frischgebackenen Leutnants, die sich nervös ansahen und sich unweigerlich fragten, ob sie jetzt schon vom Pech verfolgt würden.

Jetzt aber, als Hauptmann Proskurjakow das lodernde Wrack seines T-34 betrachtete, musste er sich eingestehen, dass es möglicherweise mit seinem eigenen Glück vorbei war.

Sein Vater, ein ehemaliger zaristischer Offizier im Nischegorodskischen Dragonerregiment, hatte ihm erklärt, dass aller guten und aller schlechten Dinge drei seien. Drei jedenfalls war im Nischegorodskischen Regiment die Zahl der Pferde, die einem Soldaten unterm Hintern weggeschossen werden durften, bevor ihm ein anderer Posten zugewiesen wurde, der

nichts mehr mit Pferden zu tun hatte. Dabei spielte es keine Rolle, ob der Soldat selbst etwas für den Tod seine drei Tiere konnte. Es zählte einzig und allein, dass es passiert war.

So war jetzt also der dritte T-34 unter Proskurjakows Kommando zerstört worden, und mit hoher Wahrscheinlichkeit dürfte es auch sein letzter gewesen sein.

Der erste, ein frühes A-Modell, war im Winter 1941 auf einem See in der Nähe von Tscheropowez durchs Eis gebrochen. Obwohl er erwartet hatte, wegen grober Fahrlässigkeit exekutiert oder, im besten Fall, in ein Strafbataillon versetzt zu werden, erfuhr er bald darauf, dass ihm ein neuer Panzer zugewiesen und keinerlei Disziplinarverfahren gegen ihn angestrengt würde. Ihm wurde sogar die Ehrenspange für ausgezeichnete Panzergesoldaten und die silberne Medaille »Für Verdienste im Kampf« verliehen, die er sich natürlich sofort an die Uniform heftete.

Sein zweiter Panzer, ein C-Modell, hielt fast ein Jahr lang durch, bevor er in den Außenbezirken von Stalingrad von einem Stuka getroffen wurde. Proskurjakow hatte in einem Schützenloch ganz in der Nähe geschlafen, als er das Sirenengejaule des Sturzkampfbombers hörte, der bereits sein Ziel ansteuerte. Er duckte sich noch mehr in seinen primitiven Unterstand, zog den Kopf ein und biss die Zähne zusammen. Mehr konnte er nicht tun. Und dann, als das Heulen seinen Höhepunkt erreichte, spürte er die gewaltige Detonation der Bombe, die keine zwanzig Meter entfernt genau den Turm des Panzers getroffen hatte. Als er vorsichtig aus seinem Unterstand herausspähte, sah er, wie das Gras am Rand des Schützenlochs Feuer fing.

Als sich Proskurjakow aufrappelte, war der Stuka nur noch ein schwarzer, eine Rauchfahne hinter sich herziehender Punkt am Horizont.

Er und die übrigen Besatzungsmitglieder, die sich während des Angriffs in ihre Löcher gekauert hatten, starrten nur verwundert auf das Wrack ihres 26 Tonnen schweren Gefährts. Der Turm, der allein schon mehr als vier Tonnen wog, war von der Wanne weggesprengt worden und lag umgedreht neben dem Panzer. Bei näherer Betrachtung erkannte Proskurjakow, dass die Bombe nicht nur den Turm ausgehebelt, sondern auch ein badewannengroßes Loch in den Boden des Fahrerplatzes gerissen hatte.

Trotz der finsternen Vorhersagen, die Proskurjakow bezüglich seiner Zukunft ausstieß – so laut, dass es jeder hören konnte –, wurde er keineswegs gemaßregelt. Stattdessen erhielt er eine Belobigung für seine weise Voraussicht, die Besatzung nachts außerhalb des Panzers schlafen zu lassen. Dafür wurden ihm zwei weitere Auszeichnungen verliehen: der Ruhmesorden (zweiter Klasse) und der Rotbannerorden. Zudem wurde ihm das Kommando über einen neuen Panzer übertragen.

Neben der beeindruckenden Ordensreihe, mit der er jetzt in die Schlacht zog, legte sich Proskurjakow auch einige der Macken zu, mit der sich gern jene schmückten, deren Langlebigkeit ihnen eine höhere Stellung einräumte, als ihnen laut Dienstrang und Auszeichnungen eigentlich zustand. Zu diesen Verschrobenheiten gehörte eine schwere Lederjacke. Er hatte sie einem ungarischen Panzersoldaten vom Leib geschält, den er im Winter 1942 steifgefroren im Schneidersitz an einem Baum gelehnt gefunden hatte.

Da es unmöglich war, die starre Leiche zu entkleiden, band Proskurjakow sie kurzerhand hinten auf seinem Panzer fest. Dort verharrte der tote Ungar dann tagelang, ließ sich die tiefen Augenhöhlen zuschneien, hatte die Hände wie ein Buddha im Schoß verschränkt, bis ein Wetterumschwung ihn schließ-

lich auftaute und Proskurjakow sich endlich seiner Trophäe bemächtigen konnte, die er seitdem trug – natürlich zusammen mit seinen Orden.

Am Abend, bevor er seinen dritten Panzer verlor, hatte er festgestellt, dass die Treibstoffpumpe leckte. Er hatte die Erlaubnis erhalten, die nächstgelegene Instandsetzungseinheit anzusteuern, die zehn Kilometer entfernt im Dorf Eberfelden stand.

»Sieht so aus, als müsstest du zu Fuß nach Berlin laufen«, spöttelte ein anderer Panzeroffizier.

»Ich werde erhobenen Hauptes durch die Straßen der Stadt fahren«, erwiderte Proskurjakow empört, »und zwar mit diesem wunderbaren Fahrzeug.«

Jetzt, da die mohnroten Flammen aus den offenen Luken seines T-34 schlugten, musste Proskurjakow wieder an seine großspurige Ankündigung denken.

Bei Tagesanbruch hatte er sich allein mit seinem Fahrer, Feldwebel Owtschinikow, auf den Weg gemacht. Proskurjakow wollte die Sache so schnell wie möglich hinter sich bringen, weil ihm nämlich Fronturlaub gewährt worden war, der erste seit über zwei Jahren. Also wollte er den Schaden reparieren lassen, das Kommando über das Fahrzeug dann Feldwebel Owtschinikow übertragen und selbst auf den ersten Laster aufspringen, der nach Osten in Richtung seiner Heimatstadt Noginsk außerhalb von Moskau bestimmt war.

»Bald«, sagte Proskurjakow seinem Feldwebel und legte die Hand fast liebevoll auf den mattgrünen Stahl des Panzers, »bald wird das alles dein sein.«

Owtschinikow drehte sich um und starrte ihn nur finster an. Sein wettergegerbtes Gesicht hob sich deutlich vom blassen, ungewaschenen Körper unter dem ölverschmierten Blaumann ab. »Das hat der Teufel zu Jesus auch gesagt!«

»Ich weiß«, erwiderte Proskurjakow.

Feldwebel Owtschinikow war ein tiefreligiöser Mensch und flehte bei jeder sich bietenden Gelegenheit um die Gnade Gottes.

Diese Gläubigkeit brachte Proskurjakow hin und wieder auf, manchmal so sehr, dass er das Gefühl hatte, er müsse wahn- sinnig werden oder seinen Fahrer erschießen und es Owtschinikows Gott überlassen, was dann deswegen zu tun sei. Nach allem, was er im Krieg gesehen und erlebt hatte, erschien ihm die Vorstellung eines mitfühlenden Gottes aberwitzig. Seiner Meinung nach wurde das Universum nicht von einem launen- haften bärtigen Alten regiert, der sich die Hand an sein ver- schrumpeltes Ohr hielt, um das leise Gemurmel seiner ihn anbetenden Verehrer zu vernehmen, sondern von einem ge- waltigen, gefühllosen Mechanismus, der so unfehlbar war wie eine mathematische Gleichung, deren knifflige Berechnungen dafür sorgten, dass die Welt im Gleichgewicht blieb. Diesen Mechanismus, der mit der unermüdlichen Präzision eines Metronoms ewig hin- und herschwang, hatte sein Vater als Glück bezeichnet, und an diesen Mechanismus schickte Feld- webel Owtschinikow mehrmals am Tag in ärgerlicher Laut- stärke also seine lächerlichen Gebete. Der einzige Grund, warum Hauptmann Proskurjakow seinem Fahrer nicht den Hals umdrehte, war die verschwindend geringe Wahrscheinlich- keit, dass er vielleicht doch recht hatte.

Zwei Kilometer vor ihrem Ziel erreichten Proskurjakow und Owtschinikow die ersten Häuser eines Dorfes namens Ahl- born. Es hatte getaut, kurz nur, aber der Schnee war aufge- weicht, und die Straßen der kleinen Ansiedlung versanken im Schlamm. Kaum waren sie im Dorf, als Proskurjakow unter sich einen gewaltigen Knall hörte, gleichzeitig wurde der Pan-

zer auf der rechten Seite wie von einem wütenden Riesen angehoben, um gleich darauf wieder auf den Boden geworfen zu werden. Sofort war ihm klar, dass sie über eine Mine gerollt waren.

Der T-34 wurde um die Längsachse gedreht und kam zum Stehen.

Proskurjakow öffnete die Turmluke, stieg aus und sprang zu Boden. Feldwebel Owtschinikow folgte.

Zusammen inspizierten sie den Schaden.

Es war keine der großen Tellerminen gewesen. Eine solche hätte wahrscheinlich die Wanne durchschlagen, den Innenraum verwüstet und jeden Insassen zerfetzt. Vermutlich also eine Schützenmine, die einem Menschen das Bein unterhalb des Knies abreißen konnte. Aber die Explosion hatte einen Kettenbolzen abgeschert, sodass sich zwei Kettenglieder gelöst hatten und der Panzer in seiner Vorwärtsbewegung von der Kette gefahren war.

Nun lag die Kette wie eine riesige tote Schlange im Straßen graben. Wäre sie auf der Straße liegen geblieben, hätten sie rückwärts auf sie hinauffahren und sie mit einem neuen Bolzen wieder verschließen können. Aber allein schon um die Kette aus dem Graben zu bringen, waren mehr als zwei Männer nötig.

»Wir müssen zu Fuß zur Instandsetzung«, sagte Owtschinikow. »Die können dann einen Panzer schicken, der uns abschleppt.«

Proskurjakow hoffte bloß, dass nicht jener Offizier mit seinem Panzer kam, dem gegenüber er von seiner Fahrt nach Berlin geprahlt hatte.

Also machten sie sich zu Fuß auf den Weg. Sie hatten gerade die Hauptstraße erreicht, die durch das Dorfzentrum führte,

als Proskurjakow ein Geräusch hörte – einen Lärm, als würde jemand einen Teppich ausbeuteln. Er fuhr herum. Aus der offenen Luke seines Panzers schlugten Flammen. Sprachlos starre er auf das Inferno.

Es gab mehrere Möglichkeiten für den Ausbruch des Feuers. Vielleicht hatte ein Schrapnell die Treibstoffleitung zerfetzt. Der Motor könnte sich infolge des Schadens, dessentwegen sie zur Instandsetzung unterwegs waren, überhitzt haben. Egal, jetzt konnten sie jedenfalls nichts mehr dagegen tun. Fing ein Panzer erst mal an zu brennen, hörte er nicht mehr auf, bis nur noch eine verrußte Stahlhülle übrig war.

Über dem Lärm der im Panzerinneren explodierenden MG-Munition – ein Geräusch wie das einer abbrennenden Kette chinesischer Feuerwerksknaller – hörten beide Männer das Rumoren eines sich nähernden Fahrzeugs.

»Wenigstens müssen wir jetzt nicht nach Eberfelden laufen«, sagte Owtschinikow. Er trat auf die Straße und winkte mit beiden Armen.

Bald darauf sahen sie einen Lastwagen in das Dorf fahren, gefolgt von einem kleinen Stabswagen. Wahrscheinlich einer der amerikanischen Jeeps aus dem Leih-und-pacht-Programm, dachte Proskurjakow.

Owtschinikow winkte immer noch, bis ihm das schwarz-weiße Kreuz an der Seitentür des Wagens auffiel. Es war kein Jeep, sondern ein deutscher Kübelwagen. Und der folgende Laster war ein Mercedes-Benz, ein 4,5-Tonner mit aufgesessenen Soldaten.

»Hau ab, du Idiot!«, brüllte Proskurjakow.

Die beiden Männer rannten um ihr Leben.

Nach einem kurzen Sprint in ihrer schweren Kleidung waren die beiden Männer so außer Atem, dass sie in einer kleinen

Kirche am Dorfrand Zuflucht suchen mussten. Die Eingangstür war verriegelt, sodass sie über ein Fenster einstiegen. Das Kirchendach, wie sie drinnen feststellten, war eingestürzt, Deckenbalken und Geröll waren auf die Kirchenbänke heruntergestürzt. Seitlich vom Hauptaltar stießen sie auf eine schmale, nach unten führende Treppe. Unten, hinter einer unverschlossenen Eisentür, kamen die Männer in eine Krypta, in deren aus dem weichen, sandfarbenen Fels geschlagenen Nischen Kiefernäste standen. Dort in der Kälte kauerten sich die Russen schweigend auf den Boden und warteten.

Eine Stunde verging.

»Sie sind bestimmt schon wieder weg«, flüsterte Owtschinkow.

Proskurjakow war das Gleiche durch den Kopf gegangen. Nur der durch den offenen Dachstuhl pfeifende Wind war noch zu hören und das Platschen des Regens, der sich über Ritzen im Holzboden seinen Weg nach unten bahnte und stetig auf den staubigen Kryptaboden tropfte.

Vielleicht haben sie uns gar nicht gesehen, dachte Proskurjakow, aber noch wollte er das Versteck nicht verlassen. »Ich werfe mal einen Blick durch die Ritzen«, sagte er, »aber ich brauche was, worauf ich mich stellen kann.«

Die beiden Männer hoben einen der Särge in den Nischen in die Mitte des Raums.

Proskurjakow zog seine Lederjacke aus und legte sie in der Ecke ab. Dann stieg er ganz vorsichtig auf den Sarg und spähte von unten durch eine der Ritzen im Boden. Alles, was er sehen konnte, waren die zertrümmerten Kirchenbänke und die verstreut liegenden Gebetbücher. »Keiner da«, sagte er mit einem Seufzen. Sogar einer wie Proskurjakow, der sich hartnäckig weigerte, an irgendetwas zu glauben, musste sich ein-

gestehen, dass das Schicksal zu ihren Gunsten eingegriffen hatte.

Das Nächste geschah so schnell, dass es schon wieder vorbei war, bevor Proskurjakow überhaupt wusste, wie ihm geschah. Mit einem lauten, trockenen Knacken brach der Sargdeckel. Der Hauptmann krachte mit einem seiner schweren Stiefel durch das Holz, während er mit dem anderen vom Deckel abrutschte. Der gesamte Sarg kippte zur Seite, und Proskurjakow landete schwer auf dem Boden.

Die nächsten Sekunden lag er nur verdutzt da. Dann schlug er gegen die Holztrümmer, in denen er sich verfangen hatte, bis er Stoffbahnen zerriss und spürte, wie er mit den Fingernägeln über gefrorenes Menschenfleisch kratzte. Mit einem Schrei sprang er auf und wischte sich hektisch über Gesicht und Brust, als müsste er sich eines ihn umschwirrenden Bienenstocks erwehren.

»Schon gut, Hauptmann«, beruhigte ihn Owtschinikow und versuchte, Proskurjakow den Staub aus den Haaren zu wischen. »Kein Grund zur Aufregung.«

»Ich reg mich doch gar nicht auf!«, blaffte der Hauptmann. »Und hör um Himmels willen auf, an mir rumzufummeln.« Owtschinikow zündete den Kerzenstumpf an, den er in seiner Tasche immer bei sich hatte, und die beiden Männer richteten ihre Aufmerksamkeit auf den ausgebreiteten Inhalt des Sargs.

»Nur ein Toter«, bemerkte Proskurjakow, bemüht, seinem Gefährten zu zeigen, dass er die Fassung wiedergewonnen hatte. »Sieht so aus, als wäre er das schon eine ganze Weile.«

»Nein.« Feldwebel Owtschinikow deutete auf den Gegenstand, den der Leichnam zwischen seinen verschrumpelten, frostüberzogenen Fingern hatte. »Da ist noch was.«

»Was?«, fragte Proskurjakow und beugte sich blinzelnd näher heran.

Das Kerzenlicht flackerte in der zitternden Hand des Feldwebels. »Heilige Mutter Gottes«, flüsterte er.

2. August 1914

*St.-Georg-Saal, Winterpalast,
Sankt Petersburg, Russland*

Ein Schweißtropfen lief Inspektor Pekkala über den Nacken. Er schlängelte sich langsam am Rückgrat entlang und blieb kurz an jedem Wirbel hängen, bevor er seinen Weg fortsetzte. Pekkala war davon so abgelenkt, dass er sich auf nichts anderes mehr konzentrieren konnte. Er streckte den Rücken durch und zog die Schultern zurück, als könnte er damit den Kontakt mit der Kleidung verhindern.

Pekkala war ein großer, breitschultriger Mann mit dunklen, glatt nach hinten gekämmten Haaren. Der leichte Silberblick seiner dunkelbraunen Augen fiel anderen nur auf, wenn er sie direkt ansah.

Der große St.-Georg-Saal war brechend voll. Aufgereiht entlang der Wände war der gesamte russische Hof versammelt. Manche saßen auf Stühlen, die meisten jedoch standen. Die Adeligen trugen in aller Förmlichkeit Frack und Hemden mit gestärkten weißen Kragen, die ihnen den Hals zuschnürten. Dazu kamen Vertreter sämtlicher Waffengattungen des russischen Militärs. Zwischen den langweilig schwarz gekleideten Politikern fanden sich, wie exotische Vögel, Husaren in skarabäusgrünen Uniformröcken, Artilleriegeneräle in Erdbeerrot und die Elitesoldaten der Chevaliergarde in ihren eng anliegenden taubengrauen Uniformen. Anwesend waren die Admiräle der zaristischen Marine in mitternachtsblauen Uniformen.

men, die sich lediglich aufgrund der weißen Schärpen der in Wladiwostok stationierten Pazifikflotte, der hellblauen Schärpen der Ostseeflotte und der roten Schärpen der Schwarzmeefflotte unterschieden. Auf den Silberknöpfen der Uniformen der Staatspolizei glitzerte das Sonnenlicht, das durch die hohen Fenster fiel und die elfenbeinfarbenen Wände zum Schimmern brachte. Und dann gab es einige wenige wie Pekkala, die zwar keine Uniform trugen, aber trotzdem im Dienst des Zaren standen und für ihn Geheimaufträge ausführten. Das waren die Männer der Ochrana. Sie arbeiteten im Verborgenen und jagten die Feinde des Romanow'schen Imperiums, darunter Bombenbauer, Auftragsmörder, Anarchisten, Giftmischer und Geldfälscher. Für die Gefährlichsten unter ihnen wandte sich der Zar an Pekkala. Keiner sonst hatte sich ein so hohes Maß an Vertrauen erworben.

Seitdem der Zar ihn aus einer Gruppe von Militärkadetten ausgewählt hatte, die damals gerade frisch aus dem noch zum Russischen Reich gehörenden Finnland eingetroffen war, hatte man Pekkala ausschließlich für eine Aufgabe ausgebildet: Er sollte als persönlicher Ermittler des Zaren tätig werden. Zu diesem Zweck war er einzige und allein Nikolaus II. unterstellt, bekleidete keinen Dienstrang, sondern war nur mit einem Dienstabzeichen ausgestattet, einem Goldmedaillon von der Länge seines kleinen Fingers. Es war mit einer weißen, ovalen Emaille-Intarsie versehen, die sich durch das gesamte Medaillon zog und in der Mitte, an ihrer dicksten Stelle, den halben Durchmesser ausfüllte. Und in der Mitte dieses weißen Emaille-Ovals steckte ein großer, runder Smaragd. Zusammen bildeten diese Elemente die unverkennbare Gestalt eines Auges. Dieses Medaillon verlieh Pekkala seinen Namen, mit dem er in ganz Russland bekannt war: das Smaragdauge.

Pekkala wippte in seinen schweren Stiefeln vor und zurück. Das knarrende Leder erinnerte ihn an einen Holzkahn, der vom Wasser hin- und hergeschaukelt wurde. Obwohl die Fenster geöffnet waren, drang kein kühles Lüftchen in den Raum. Im Saal stand nur die von den schuppenförmigen Schindeln auf den Dächern von Sankt Petersburg abgestrahlte, aufgeheizte Luft, die sich anfühlte wie die Ausdünstungen eines Backofens. An der Decke hingen vergoldete Kronleuchter, von denen jeder mit mehr als hundert Kerzen bestückt war. Bei Versammlungen im Winter tauchten diese Kronleuchter den Raum in ein weiches Licht und erfüllten ihn mit ihrem milden Bienenwachsduft. Jetzt brannten keine Kerzen, und die über den gebeugten und ungeschützten Häuptern hängenden Kronleuchter strahlten eher etwas Bedrohliches aus.

Keiner sagte etwas. Nur das Räuspern trockener Kehlen war zu hören und das unwillkürliche Seufzen jener, die sich fragten, wie lange sie noch auf dem polierten Marmorboden auszuhalten vermochten, ohne in Ohnmacht zu fallen.

Am fernen Ende des hohen, weiten Raums, auf einem hüfthohen und über breite, flache Stufen zu erreichenden Podium, kniete der Zar. Er trug einen weißen Uniformrock und eine dunkle, in die kniehohen Stiefel geschlagene Hose.

Normalerweise hätte er den versammelten Würdenträgern auf einem rot-goldenen Thron gegenübergesessen, der mit gelbem Brokat und dem aus Goldfäden gewirkten doppelköpfigen Adler der Romanows verziert war und über den sich ein roter Samtbaldachin wölbte. Nun aber war der Thron zur Seite geschoben, und an seiner Stelle stand eine mannshohe, mit mehreren Goldfarbschichten bedeckte Holzstaffelei, auf der eine kleine, aber sehr lebendig gemalte Ikone ruhte, die als *Der Hirte* bekannt war.

Die Holztafel zeigte einen Mann in einem langen weißen Gewand neben einem großen Felsen. Am Felsen lehnte ein stilisierter Schäferstab. Und gleich neben dem Mann lag das Ufer eines Sees, in dem sich viele kleine Inseln abzeichneten, auf denen sich überall zahllose Schafe tummelten.

Vor den verwirrenden Pfeilerreihen des großen Raums und den unzähligen Arabesken, die wie Moos an jeder Ecke wucherten, wirkte die Ikone fast zu plump, um sich diesen Ehrenplatz zu verdienen. Nur wer ihre Geschichte kannte, verstand, warum der Zar aller Russen jetzt vor ihr kniete.

Die Ikone war irgendwann im elften Jahrhundert von einem unbekannten Künstler in Konstantinopel geschaffen worden. Kreuzzügler brachten sie von dort nach Kasan und übergaben sie einem Kloster, wo das Bild in der Folgezeit aufbewahrt wurde. 1209 überrannten die Tataren Kasan und hatten die Stadt für die nächsten 350 Jahre unter ihrer Herrschaft. In dieser Zeit verschwand *Der Hirte*, und viele Generationen später nahm man an, dass das Bild zerstört worden sei. 1579 wütete eine Feuersbrunst in der Stadt, viele Bewohner mussten aufs umliegende Land fliehen. Der Legende nach hatte ein Junge namens Nestor, dessen Familie sich den Flüchtenden anschlossen hatte, eine Vision. Ihm erschien Jesus in einem Schäferumhang und befahl ihm, zu dem eben erst verlassenen Haus zurückzukehren. Denn dort, wurde ihm gesagt, sei etwas von großem Wert versteckt. Er wandte sich an seine Eltern. Diese aber weigerten sich, ihm zu helfen, da sie wussten, dass von ihrem Haus außer einem Haufen Asche nichts mehr übrig geblieben war. In der darauffolgenden Nacht hatte Nestor erneut diese Vision. Erneut flehte er seine Eltern an, zu dem Haus zurückzukehren, und erneut weigerten sie sich. Als ihn die Vision zum dritten Mal heimsuchte, gaben die Eltern

schließlich nach. Sie machten sich zu den schwelenden Überresten ihres Hauses auf, wo Nestor unter den verkohlten Dießen seines Zimmers die in Wachstuch gewickelte und von den Flammen verschont gebliebene Ikone entdeckte.

Im Jahr darauf vertraute die Familie die Ikone dem Zaren Iwan IV. an. Iwan der Schreckliche, wie er auch genannt wurde, gelobte, dass er und seine Nachfolger das Bild bis in alle Ewigkeit beschützen würden. Von da an galt die Ikone als spirituelle Schutzherrin der Zaren. Generationen von Herrschern wachten eifersüchtig über das Bild und brachten es schließlich in eine Geheimkammer in der Kirche der Auferstehung, der Kirche auf dem Gelände der Sommerresidenz des Zaren in Zarskoje Selo außerhalb von Sankt Petersburg. Nur zu äußerst bedeutsamen Anlässen wurde *Der Hirte* aus seinem Versteck geholt und dem russischen Volk gezeigt, als Beweis des göttlichen Segens, der dem Zaren zuteilwurde, und dessen Vermögens, das Land zu beschützen.

Langsam erhob sich jetzt der Zar. Sein Gesicht war gerötet, und zum ersten Mal sahen auch die Wartenden, dass er ebenfalls unter der drückenden Augusthitze zu leiden hatte.

Schwankend stieg er die Stufen zum Saal hinab, wo sich seine Frau zu ihm gesellte, Zarin Alexandra, die ehemalige großherzogliche Prinzessin von Hessen-Darmstadt, deren Heimatland das Russische Reich nun den Krieg erklären wollte. Sie trug ein bodenlanges Kleid aus dünnem gebrochen weißem Stoff mit Rüschenkragen, der ihren gesamten Hals bedeckte. Ihr breitkrempiger Hut war vorn mit Federn geschmückt, in der rechten Hand hielt sie einen weißen Sonnenschirm. Kurz berührten sich ihre Hände, seine rechte streifte ihre linke, dann langte der Zar in die Tasche seines Rocks und holte einen sorgsam gefalteten Zettel heraus.